

Liebe. Risiko. Teppichböden.

Mit Andreas Schmidt in Las Vegas.

für Ina & Ilja

1

Das Erste, was du von Las Vegas siehst, ist das pseudo-gearbrushte Gesicht von Marilyn Monroe auf einem dieser kleinen dekorativen Rucksäcke, wie sie Damen über fünfzig tragen. Die Frau mit dem folkloristischen Hosenanzug, auf deren Rücken dieser Rucksack hängt, verlässt direkt vor dir das Flugzeug. Also wanderst du eine ganze Zeit hinter Marilyn Monroe her – erst durch den Kabinengang, dann zum Gate hoch, vorbei an den ersten Spielautomaten, vorbei an *Taco Bell*, dann noch ein Stück durch den Flughafen, bis du in die Herrentoilette abbiegst. Und irgendwie hast du ein Problem.

Hier ist es. Du willst eigentlich ganz unvoreingenommen sein gegenüber Las Vegas. Du willst den Fotografen Andreas Schmidt treffen, der diese Stadt sechs Jahre lang porträtiert hat. Du willst dir von ihm alles zeigen lassen, willst lässig sein und nicht kritisch. Denn du bist im Moment genau auf der Kippe zwischen einer ziemlich altmodischen Liebe für die gewachsene, authentische Fußgängerstadt (Antwerpen! Lissabon! Prag!) und einer Faszination für die sonnige, postmoderne Themenwelt-Metropole, deren Name meist mit Las oder Los beginnt. Du willst diese Stadt also einfach unschuldig in dich aufsaugen, aber jetzt merkst du schon: Verdammt, du findest diese Pseudo-Airbrush-Marilyn *so was von mies* und weißt aber gleichzeitig, dass sie *so was von Vegas* ist. Hier gibt es schließlich – alles unten am Strip – den Pseudo-Eiffelturm, die Pseudo-Freiheitsstatue, eine Pseudo-Pyramide. Dieser Rucksack passt also perfekt hierhin. Logisch. Und die Frau, an der er hängt, sowieso. Anders als du ist sie o. k. mit sich, mit ihren Accessoires, ihrem schrillsten aller Hosenanzüge, mit dieser Stadt, dieser Wüste. Nachzuschlagen bei Dave Hickey, dem lesbarsten

Essayisten über Vegas: Hier im südlichen Nevada, sagt Hickey, gibt's keine weißen Wände, keine Bauhausstühle, keine Präntentionen. Es herrscht echte ästhetische Demokratie. Alles ist *fake*, nichts *underground*, und wer sich wie du irgendwas auf guten Geschmack einbildet und zwanghaft an authentische Coolness glaubt, der kann gleich wieder umdrehen, an den Spielautomaten vorbeiwandern, durchs Gate, zurück ins Flugzeug und zurück über Chicago nach Boston fliegen, oder wo auch immer er herkommt, und am besten gleich weiter in irgendeine verrauchte Künstlerkaschemme in Friedrichshain, weil er Las Vegas ohnehin nicht begreift.

Du aber machst nicht kehrt. Du beschließt: Es wird alles besser jetzt. Du willst diese Stadt annehmen, respektieren, ihr eine Chance geben. Nicht weil sie jetzt hundert Jahre alt wird, sondern weil sie, Jubiläum oder nicht, Stadt des Moments ist, Stadt des 21. Jahrhunderts. Weil sie Menschen anzieht wie ein Magnet Eisenspäne: 850 000 Einwohner 1990, 1,5 Millionen im Jahr 2000, nun ist die zweite Million fast voll, die dritte, wenn's so weitergeht, im Jahr 2020. Dazu 100 000 Hotelbetten, mit über 90-prozentiger Auslastung. Las Vegas, denkst du, ist wie eine dieser amerikanischen Frauen, die Flugreisen grundsätzlich in babyrosa Jogginganzügen unternehmen und die stets genauso dämlich wie supersüß aussehen. Man kann sich theoretisch auch in solche Frauen vergucken. Ergo kann man auch Las Vegas lieben – was du nun zu tun beschließt. Du gehst also auf dem Weg zum Shuttle-Bus an einer Werbetafel vorbei, die die Monets im *Bellagio* anpreist, und sagst dir: Hey, es ist o. k. Warum sollen Monets nicht in einem Casino hängen? Von dir aus können sie alle da hängen – Monets, Manets, Modiglianis, Mirós, Michelangelos –, Hauptsache, jemand guckt sie an! Das ist die richtige Einstellung. Für diese Stadt.